

politisch tätig war beispielsweise als Abgeordneter im Krainischen Landtag im Vormärz, 1848 in Frankfurt und 1867 im steirischen Landtag. Sie spricht dabei von einer gegenseitigen Befruchtung von Zentrum und Provinz. Johann Georg Lughofer fragt danach, ob Bertha von Suttner, die viele Jahre zunächst im Kaukasus und dann im Weinviertel verbracht hat, in der „Provinz“ nicht vielleicht besser schreiben konnte als in der Stadt, wo sie ebenfalls einige Jahre gelebt hatte, und ob sich nicht gerade an diesem Beispiel gut zeigen lasse, dass der Fluss von „aufgeklärten Gedanken“ auch umgekehrt gedacht werden könne. Miha Preinfalk beschäftigt sich schließlich mit dem Kulturhistoriker, Mäzen, Botaniker und Sammler von Antiquitäten und Kunstwerken aus Laibach (Ljubljana) Josef Freiherr von Erberg, der in seiner Wiener Zeit von 1808 bis 1815 zum Erzieher und engen Vertrauten des Kronprinzen Ferdinand wurde, bevor er wieder in die Krain zurückkehrte und dort in seinem Schloss Dol eine Art informelle Informationszentrale aufbaute, die zu einem Zentrum in der Region wurde.

Die Autorinnen und Autoren scheinen sich also zum Teil zu sträuben gegen ein Konzept, das Einflüsse nur von einer Seite kommend sieht, auch wenn auf der Seite der sich formenden Provinz keineswegs Passivität angenommen wird. Auch Heppner betont die vielseitige Verflochtenheit der Räume. Provozierend bleibt jedoch die dezidierte Sichtweise und Formulierung eines Gefalles – mit Einflüssen von „oben“, die nach „unten“ gelangten und zum „Aufstieg“ zur Provinz führten. Selbst wenn die Formung der Länder über die Auseinandersetzung eines kleineren Raumes mit einem größeren – mit mehr Machtfülle ausgestatteten – vor sich ging, dann ließen sich beide Räume auch in der Ebene begreifen. Statt Aufstieg könnte vielleicht Konstruktion von Provinz als Begriff hilfreich sein.

*Ellinor Forster*

---

## Oswald Überegger (Hg.), *Minderheiten-Soldaten. Ethnizität und Identität in den Armeen des Ersten Weltkriegs*

*(Krieg in der Geschichte 109) Paderborn et al.: Ferdinand Schöningh 2018, 211 Seiten.*

Der vorliegende Band ist das gedruckte, um mehrere Beiträge erweiterte Ergebnis einer Tagung, die das Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte der Freien Universität Bozen 2015 veranstaltet hat. Oswald Überegger, der als Herausgeber fungiert, bemerkt in seiner Einleitung, dass die Befassung mit

Angehörigen von Minderheiten als Soldaten, vor allem in der Extremsituation eines Kriegs, ein bisher vernachlässigtes Thema gewesen sei. Die enge Verschränkung mit der „Geschichte des einfachen Soldaten“ liegt dabei auf der Hand, und das gestiegene Interesse an diesen Fragen ist nicht zuletzt der historiographischen Konjunktur des Centenniums des Ersten Weltkriegs zu verdanken.

Man möge dem Rezensenten nachsehen, dass er sich diesem Fragenkomplex zunächst aus einer österreichischen Perspektive nähert. Die Rolle von Minderheiten in der österreichisch-ungarischen Armee zu betrachten, ist angesichts der Tatsache, dass es in Österreich-Ungarn im Grunde nur „Minderheiten“ gegeben haben könnte, mehr als nur ein terminologisches Problem. Die Komplexität eines über Jahrhunderte entstanden konstitutionellen Staates hatte ein im Wesentlichen gut eingespieltes und trotz aller Mängel funktionierendes politisch-kulturelles System produziert, in dem zuletzt jede Volksgruppe (Ethnie) „ihren Platz“ hatte. Die nationale, politische und soziale Situation der jeweiligen Gruppen ergab sich aus der gegenseitig „wertenden“ Sicht auf einander. Die dabei entstehenden, aus der politischen Argumentation stammenden Stereotypen, vor allem der Vorwurf der Illoyalität gegenüber dem „gemeinsamen“ Staat, wurden im Krieg von den militärischen Behörden und nach 1918 von der österreichischen Militärhistoriographie der Nachkriegszeit bereitwillig übernommen und natürlich nicht hinterfragt. In diesem Sinne wurden den einzelnen Ethnien Österreich-Ungarns typische Eigenschaften zugeschrieben, die in allen Nachfolgestaaten der Monarchie oft von erstaunlicher Zählebigkeit waren und mancherorts auch noch sind. Die unheilvolle Paarung von rechtfertigender Offiziersgeschichtsschreibung und der von ihr abhängigen Epigonenliteratur, aber auch vorgeblich authentische Kriegererinnerungen hatten im vergangenen Jahrhundert dazu ihr Übriges getan. Dem Militärhistoriker, der ernsthaft in die Materie eindrang, hatte sich allerdings immer schon eine differenzierte Sicht der Dinge geboten, was aber erstaunlicherweise und, wie Überegger auch anmerkt, nicht zu einer intensiveren Betrachtung von ethnischen Minderheiten in Armeen geführt hat.

Die ersten beiden Artikel des Bandes befassen sich mit „Minderheiten“ in der k. u. k. Armee. Richard Lein, dessen Arbeiten zu den tschechischen Soldaten im Ersten Weltkrieg in mancher Beziehung bahnbrechend waren, wirft auch in diesem Fall einen Blick auf diese. Er stellt die Frage, ob eine Ethnie, die immerhin 13 Prozent der Bevölkerung Österreich-Ungarns ausmachte, tatsächlich als Minderheit anzusprechen ist. Bemerkenswert ist jedenfalls seine Feststellung, dass die Loyalität der Tschechen erst zu einem sehr späten Zeitpunkt zu Ungunsten Österreichs kippte. Dies gilt für die tschechischen Soldaten ebenso wie für die tschechische Zivilbevölkerung.

Andrea Di Michele analysiert die zweite Volksgruppe, der man in Österreich-Ungarn quasi angestammte Illoyalität vorwarf, die Italiener. Seine

Feststellung, dass die Italiener erst durch die Ereignisse von 1859 und 1866 zu einer Minderheit im Staat geworden seien, entbehrt nicht einer gewissen Ironie, und Österreich hatte auf diese Weise auch zwölf von neunzehn Großstädten verloren. Die Besonderheit der italienischen Minderheit nach 1866 war nicht zuletzt ihre Inhomogenität, was die siedlungsgeographische Entwicklung, die historisch-kulturellen Kontinuitäten und die aus beiden resultierenden politischen Interaktionen mit der Zentrale in Wien betraf. Das steigende Misstrauen der österreichischen Behörden galt beiden italienischen Bevölkerungsgruppen gleichermaßen: Im Trentino war es vor allem das Militär, im Küstenland sowohl dieses als auch die zivile Verwaltung, die die Loyalität der italienischen Volksgruppe in Frage stellte. Sie wurde schließlich durch die im Kriege ergriffenen restriktiven Maßnahmen auf eine harte Probe gestellt und neigte sich letztlich zwangsläufig Italien zu. Die Deportationen in Internierungslager beschwerten die Zivilbevölkerung, und für die Soldaten war die Aussonderung aus ihren Stammeinheiten und die Versetzung in die sogenannten Ostbataillone zudem mehr als demütigend. Di Michele spricht in seinem Beitrag allerdings auch das Misstrauen an, das die italienische Regierung den österreichisch-ungarischen Italienern entgegenbrachte.

Die beiden nächsten Aufsätze behandeln die Minderheiten in der Armee des Deutschen Kaiserreiches. Jens Boysen betrachtet die Dänen und die Polen. Auch hier stehen Fragen einer quasi „schwebenden Loyalität“ im Vordergrund. Während die Mobilisierung der wehrpflichtigen Polen und Dänen 1914 ohne besondere Probleme ablief, trat spätestens 1915 mit der Interpretation der in diesem Jahr ansteigenden Desertionen die Frage nach der Loyalität der Minderheitensoldaten zutage. Das Verhältnis der Armeeführung zu ihnen war in den folgenden Jahren von steigendem Misstrauen geprägt, das zur Entfremdung und schließlich zu einer Art abwartenden Haltung führte, die zwar Pflichterfüllung nicht ausschloss, aber sehr deutlich auf eine Lösung der nationalen Fragen außerhalb des Deutschen Reichs rekurrierte.

Noch deutlicher war dies bei den Elsass-Lothringern, die Volker Prott in seinem Beitrag untersucht. Der Argwohn der zentralen Stellen des Reiches ihnen gegenüber war bereits in der Friedenszeit latent vorhanden, wuchs aber im Krieg so weit an, dass er destruktive Wirkung auf das ohnehin gering ausgebildete Loyalitätsbewusstsein gegenüber dem Deutschen Reich entwickelte. Unter den elsass-lothringischen Soldaten verbreitete sich eine Einstellung, die tatsächlich zwei Optionen offenhielt, nämlich den Verbleib beim Reich oder die Rückkehr nach Frankreich – je nachdem wer letztlich siegen sollte. Wie bei den Polen hatten die Verdächtigungen auch eine religiöse Komponente, denn die Armeeführung in ihrer protestantisch-preußischen Tradition stand katholischen Soldaten grundsätzlich abwertend gegenüber. Für die elsass-lothringischen Soldaten ergab sich jedenfalls so vor allem das Bestreben, heil durch den Krieg zu kommen.

Mit Christoph Jahrs Betrachtungen über die irischen Soldaten in der Britischen Armee wendet sich der Band den Alliierten zu. Abgesehen davon, dass ein Eintritt in das Britische Heer für Iren trotz aller religiösen und politischen Vorbehalte eine Option war, um dem sozialen Elend zu entkommen, scheint es offensichtlich mit diesen Soldaten keine Loyalitätsprobleme größeren Ausmaßes gegeben zu haben. Die heftige politische Diskussion um die *Home Rule* wie auch der Osteraufstand von 1916 hatten wenig Rückwirkung auf die dienenden Iren. Folgerichtig begegnete die britische Armeeführung den irischen Soldaten eher mit Missachtung denn mit Misstrauen. Deutsche Versuche die innerbritischen Konflikte zu nutzen schlugen fehl; die Iren ließen sich nicht für das Reich instrumentalisieren.

Dem Zarenreich ist der Beitrag von Reinhard Nachtigall gewidmet. Er untersucht zunächst die Juden und Muslime, im Weiteren auch Ukrainer, Letten, Esten, Polen, Deutsche, Georgier und Armenier. Er kommt zum Schluss, dass es im russischen Heer im Grunde, anders als in der Politik (!), kein Minderheitenproblem gegeben hätte. Zumindest keines, das den soldatischen Alltag betroffen hätte. Natürlich war auf höherer Ebene ein gewisses Misstrauenspotential vorhanden, das sich aber „nach unten“ kaum ausgewirkt hätte. Allerdings habe die antideutsche, russisch-national gefärbte Propaganda in manchen Fällen dazu geführt, dass kleinere Ethnien quasi ungewollt beganen ihrerseits national zu erwachen.

Daniel Marc Segesser wirft einen Blick auf die Angehörigen der Armeen des Britischen Empires, die aus den Dominien Australien und Neuseeland sowie aus Indien stammten. Für sie trifft der Begriff Minderheitensoldaten wohl nicht zu, denn sie waren ein integraler Bestandteil der britischen Militärmacht. Interessant ist hier die Verschränkung mit Fragen der politischen Emanzipation der Dominien gegenüber London, deren Ursprünge schon weit vor dem Kriegsausbruch festzustellen sind. Für die Nationswerdung Australiens und Neuseelands spielte die Teilnahme ihrer Soldaten, auch wenn dies in voller Loyalität mit dem Empire geschah, eine wesentliche Rolle. Für Indien stellte sich die Situation allerdings anders dar, da die verfassungsmäßige Konstruktion sich keineswegs von ihren kolonialen Zügen lösen und auch keine nationale Identität entstehen konnte.

Der länderübergreifende Beitrag von Gerald Lamprecht geht der Frage nach den jüdischen Minderheiten in den Armeen der Kriegführenden nach. Der Wehrdienst jüdischer Männer war in allen betroffenen Staaten und für alle jüdischen Gemeinschaften auf das Engste mit der Frage der politischen und gesellschaftlichen Emanzipation verbunden. Eine ständige Konstante war auch der in praktisch allen europäischen Staaten latent vorhandene Antisemitismus, der die staatsbürgerliche Gleichstellung nur zu oft ignorierte und konterkarierte. So wurden Offizierskarrieren unmöglich oder nur in nichtkämpfenden Waffengattungen möglich gemacht, wobei Österreich-

Ungarn hier eine der positiven Ausnahmen bildet. Juden wurden, um diese Maßnahmen zu begründen, faktisch alle negativen Eigenschaften, die man als Soldat nur haben konnte, quasi von Natur aus zugeschrieben – von Feigheit bis körperlicher Schwäche. Im Gegensatz dazu steht der zumeist sehr stark ausgeprägte Patriotismus jüdischer Soldaten, der auch in der Memoria nach dem Krieg nachwirkte.

Nicola Labancas abschließende Bemerkungen suchen begriffliche Bögen über die Thematik zu spannen. Die Beschäftigung mit militärischen Minderheiten stellt für ihn eine wissenschaftliche Herausforderung dar, die zunächst mit definitorischen Fragen beginnen muss, um zu neuen Sichtweisen zu gelangen. Seine Feststellung, dass es sich bei diesem Forschungskomplex keineswegs um ein Spartenthema handelt, sondern um eine der zentralen Fragen der Geschichte des Ersten Weltkriegs, ergäbe sich schon daraus, dass sich die militärischen Institutionen selbst immer wieder über einen langen Zeitraum hinweg mit diesem Thema befasst hätten.

Der hier vorgestellte Band bietet jedenfalls ein breites Spektrum von Einzelstudien, die vor allem wegen ihrer Vergleichbarkeit und auch wegen ihres durchwegs interdisziplinären Ansatzes ihren besonderen Reiz entwickeln. Sehr positiv zu erwähnen ist auch, dass sich keiner der Beiträge im Theoretisieren erschöpft. Nicola Labanca bezeichnet diesen Band daher nicht zu Unrecht als „gegenwärtig eine der besten Einführungen zu diesem komplexen Thema“ (S. 210).

*Willibald Rosner*

---

## Andrea Di Michele, *Tra due divise. La Grande Guerra degli italiani d’Austria*

*Roma/Bari: Editori Laterza 2018, 237 pagine.*

In un recente articolo apparso sulla rivista *Studi Trentini di Scienze Storiche* Quinto Antonelli ha proposto un circostanziato bilancio delle molteplici iniziative culturali di commemorazione del Centenario della Grande Guerra in Trentino e, a proposito della produzione storiografica del quinquennio, pur lamentando una minore attenzione alla ricerca da parte degli istituti culturali della provincia di Trento, ha delineato un quadro tutt’altro che negativo tanto sul piano quantitativo che qualitativo: sono state pubblicate ricerche originali e scientificamente solide sul sistema fortificato tirolese, sulla guerra in montagna e sulla storia del paesaggio alpino negli anni del conflitto, sui traumi psichia-